

Deutsche Geschichte

im sechzehnten Jahrhundert

bis zum Augsburger Religionsfrieden

(Zeitalter der Reformation)

Von

Gottlob Egelschlag

Dr. ph., Professor am Karls-Gymnasium zu Stuttgart

Zweiter Band

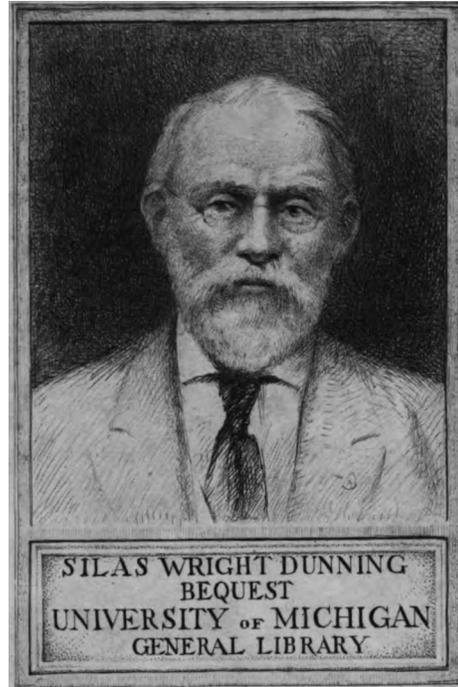
1526—1555

Motto: Duarens ex me sepe audivit, me velle mori
potius quam scienter ullam rem falsam inserere.
Duarens hat oft von mir gehört, daß ich lieber sterben
als willentlich etwas Falsches aufnehmen wollte.
Stuttgart an Gutenberg, 11. Oktober 1895.



Stuttgart 1892

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung
Nachfolger



Ein grosser Dank an die University of Michigan
welche diese digital. Ausgabe zur Verfügung gestellt hat.
(Auszüge)

Der Bruch mit der mittelalterlichen Weltauffassung.

Der Humanismus. (Teil 1)

a.) Allgemeines

Das ganze Mittelalter hindurch hatte man nicht aufgehört, sich mit den Erzeugnissen der lateinischen Literatur zu beschäftigen. Gewisse Werke des augusteischen Zeitalters wurden von der gebildeten Gesellschaft des Mittelalters fast so eifrig gelesen, als von den Zeitgenossen der Schriftsteller selbst. Den Vergil hat nicht bloss die Herzogin Hedwig von Schwaben gekannt, und die Komödien des Terentius oder die Metamorphosen des Ovid waren Lesebücher, deren mannigfaltiger und prickelnder Inhalt begierig genossen wurde. Noch umfassender war die indirekte Kenntnisnahme der römischen Literatur, wie sie durch die zahlreichen Bearbeitungen antiker Stoffe in den Landessprachen vermittelt wurde. Man darf nur, was Deutschland angeht, an das Alexanderlied des Pfaffen Lambrecht, die Eneid Heinrichs von Veldeke, die Metamorphosen-Bearbeitung des Albrecht von Halberstadt erinnern. Sie fassten die alten Stoffe in ihrer Art auf, aber sie gaben doch von denselben Kunde.

Also ganz begraben war die alte Bildung, wenigstens die lateinische, im Mittelalter mitnichten. Aber sie hatte doch ihre Stellung gegenüber den Zeiten, aus welchen sie entsprungen war, sehr wesentlich verändert. Sie stand nicht mehr im Mittelpunkt des geistigen Lebens, sie war Aussenwerk, war Dekorationsstück geworden, an dem man sich erfreute, dem aber man doch keinen tieferen Einfluss auf das eigene Fühlen und Denken gestattete. Die Anschauung der Menschen von dem hatte sich geändert, was ihrem Dasein Wert gab, wonach man im Leben zu ringen und zu streben hatte. Über alles

andere erhob sich der Gedanke der katholischen Kirche. Ausser ihr war kein Heil, ihr anzugehören, ihre Feinde niederzuwerfen. Ihre Macht zu vermehren schien höchstes Glück und höchster Beruf. Was enthalten die Kreuzzüge für einen anderen idealen Kern als den, dass das Schwert, auf das der Ritter stolz ist, mittelst dessen er nach dem Worte des alten kretischen Dichters Hybrias «pflügte, erntete und den süßen Wein kelterte», am höchsten geadelt wird durch den Dienst Christi? Was vermöchte anschaulicher uns den echten mittelalterlichen Geist vorzuführen als die Tatsache, dass auf dem Höhepunkt der ritterlichen Entwicklung der Ritter sich einschliesst, Mönch zu werden und in den Orden der Johanniter, Templer oder Deutschherren eintritt, um so das Ziel, der Seelen Seligkeit, am sichersten zu erreichen? Es entspricht dieser Gesamtstimmung der mittelalterlichen Menschheit, dass es Kaisern wohl als Verdienst angerechnet wird, wenn sie sich vor dem Priester beugen, dass die Christenheit sich darin findet, dass man sie in zwei Klassen abscheidet, in Priester oder Vollbürger des christlichen Reiches, welche allein durch das Blut des Herrn geniessen dürfen, und in Laien, in Halbbürger, welche zufrieden sein müssen, dass ihnen der Priester den Leib Christi darreicht. Wie das Leben, so die Wissenschaft: die Theologie gilt als die erste, als die alleinige Weisheit. Alle anderen Wissenschaften stehen neben ihr nicht als gleichberechtigte Schwestern, sondern als dienende Mägde.

Es bezeichnet nun eine der wichtigsten Epochen in der Geschichte der Menschheit, dass in diese kirchliche Anschauung eine Bresche gelegt wurde. Mit dem Anfang des vierzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Zeit heraufzudämmern, welche man mit dem Schlagwort der Renaissance, der «Wiedergeburt» des klassischen Altertums zu benennen pflegt. Als eine Art von Markstein der Zeiten hat man von jeher jene erschütternden Szenen betrachtet, welche sich im September 1303 zu Anagni in Latium abspielten, wo die Colonnas und die Kriegsknechte des Königs Philipp IV. von Frankreich den Papst Bonifatius VIII., «der verraten war gleich Jesus Christus», gefangen nahmen und misshandelten. Dass Sciarra Colonna den Statthalter Christi, wie es heisst, mit dem Blechhandschuh ins Gesicht schlug, bildet freilich einen gewaltigen Gegensatz zu den Tagen, da Kaiser Friedrich I., der Rotbart, dem Papst Alexander III. zu Venedig den Steigbügel hielt. Die Demütigung des Papstes unter den weltlichen Machthaber erschien später als eine Art von Sinnbild des Sturzes der kirchlichen Weltauffassung durch neue Ideen.

Worin bestand nun die Renaissance?

Ihr tiefster Grund ist doch darin beschlossen, dass der Mensch sich auflehnt gegen die alles umspannende Macht der kirchlichen Gesichtspunkte. Dass er von dem Verlangen erfüllt wird, sich allseitig auszugestalten, alle in ihm ruhenden Anlagen und Fähigkeiten zu entwickeln, nicht aber gewisse Keime seines Wesens deshalb verkümmern zu lassen, weil sie in das herrschende System nicht passen. In diesem Sinne hatte schon der früheste Vertreter der Renaissance, der Paduaner Albertino Mussato (1261-1330), gesagt: «Wie der Lorbeer immer grüne und nie sein Laub welk werden lasse, also schaffe er auch unvergängliche Ehre: darum werden auch die Dichter mit ihm bekränzt.» Er hatte damit seinem Ideal sein Recht neben der kirchlichen Ausschliesslichkeit gewahrt. Aus dieser Grundforderung der Renaissancezeit fliessen alle ihre anderen bezeichnenden Charakterzüge:

1. Der Mensch bekommt auf einmal Sinn und Auge für die Eigentümlichkeiten seiner eigenen Natur wie für die grosse Natur ausser ihm, die nicht mehr bloss zur Seite liegen bleibt als etwas, was dem Geiste gegenüber wertlos wäre, was von Anfang an der Vergänglichkeit und also der Nichtbeachtung verfallen ist.
2. Die Frau tritt in ihre Rechte wieder ein, da auch sie beanspruchen darf, sich frei regen und entfalten zu können, und die Standesunterschiede, welche im Mittelalter so hart und schroff sich ausgebildet haben, werden erschüttert: «Es waltet Adel stets, wo Tugend waltet», ruft Dante aus, «doch Tugend nicht, wo er.»
3. Die Ansicht, als ob der Staat und sein Leben etwas Unheiliges wären gegenüber der Kirche, als ob diese höher stehe und das «weltliche Schwert» dem geistlichen untergeordnet sei, muss einer freieren politischen Auffassung weichen. Wieder hat derselbe Dichter, in welchem die mittelalterliche Weisheit gewissermassen zusammen gefasst erscheint, Dante, auch der neuen Anschauung vom Staate Worte verliehen und in der Schrift «Von der Monarchie» die Lehre verkündigt, dass der Kaiser sein Amt unmittelbar von Gott durch die Kurfürsten empfängt, «die Herolde des göttlichen Willens», und dass er ebenbürtig neben dem Papst steht. In der divina commedia versetzt er Bonifatius VIII. in die Hölle «als Pharisäer Herr und Hort».
4. Dem Glauben tritt gegenüber das Wissen. Das edelste Erbteil der strebenden Menschenseele ist das, dass sie nicht lassen kann, die Wahrheit zu suchen, wenn auch mit schweren Hindernissen, wenn auch unter bitteren Schmerzen. Nach Verständnis zu trachten, nicht zu ruhen, bis der blinde Glaube ersetzt ist durch helle Erkenntnis, das ist des Menschen Recht und Pflicht.

5. Endlich wendet sich der Menscheng Geist seinen Ursprüngen, seiner Quelle zu. Er richtet den Blick auf das, was frühere Zeiten geleistet haben. Er begnügt sich nicht damit, dass man ihm jetzt fertige Systeme anbietet, sondern wünscht zu erfahren, was andere Geschlechter, die unter anderen Voraussetzungen aufwuchsen als er, gedacht, gefühlt, gefunden haben.

Mit anderen Augen werden jetzt die Werke der Alten betrachtet, mit anderen Gesinnungen gelesen und erwogen. Man erkennt, dass diese Menschen in vielen Dingen vorurteilsfreier waren als in die eigene Zeit. Dante nannte den Vergilius den «weisen Heiden, der alles wusste», «ein Meer des Geistes». Die Geschichte des alten Rom ist durch Gott gelenkt und bestimmt worden; «die Mauersteine der Stadt gebieten Ehrfurcht, und der Ort, auf welchem dieselbe steht, ist würdiger als alles, was von den Menschen gepriesen und gefeiert worden ist». Dante kennt noch bloss lateinische Schriftsteller. Auch Petrarca hat es noch nicht dahin gebracht, wirklich das Griechische zu lernen, obschon er wandernde Griechen als Lehrer hatte, und das kostbarste weltliche Buch, das es gibt, den Homer, welchen ein Freund ihm geschenkt, vermochte er nicht zu lesen. Aber im fünfzehnten Jahrhundert erschienen bedeutende Männer der griechischen Welt persönlich im Abendland und brachen dem Hellenismus Bahn. An dem Konzil zu Florenz, das 1439 eine Einigung der griechischen und römischen Kirche zustande zu bringen suchte, nahmen Gemisthos Plethon und der Kardinal Bessarion teil, von denen der erstere sich offen als Heide bekannte, der letztere den Platon als den Vermittler zwischen Christentum und Heidentum pries. Zu den Lateinern traten jetzt die Hellenen. Der Fall von Konstantinopel scheuchte ganze Scharen griechischer Rhetoren hinüber über das ionische Meer, welche die Studien, die sie zu Hause getrieben, nach Italien verpflanzten. Eine neue Welt, weit originaler als die lateinische, ja die Nährmutter derselben, tat sich vor den erstaunten Blicken der Abendländer auf. Die Strömung war so gewaltig, dass ihr niemand widerstand. Selbst des päpstlichen Hofes wurde sie Meister. Papst Nikolaus V. hat die acht Jahre seines Pontifikats (1447-1455) zugebracht, umgeben von Kopisten und Schreibern, welche alte und schwer zu entziffernde Handschriften lasen und sorgsam abschreiben mussten. Der Papst war so eifrig, dass er diese Leute auch auf seinen Reisen mit sich nahm, um sie jederzeit zur Hand zu haben. «Griechenland,» ruft einer dieser Neueren aus «ist nicht untergegangen. Es scheint nach Italien, das ehemals Gross-Griechenland genannt worden, durch den edlen Sinn dieses einen Papstes herüber gewandert zu sein.»

Wir hoben oben als das Grundmotiv der ganzen Bewegung, welche die Weltauffassung der Menschen umwälzte hervor, dass die Menschheit von dem Verlangen ergriffen wurde, alle in ihr liegenden Fähigkeiten auszugestalten. Davon hat dann eine Hauptrichtung innerhalb der Renaissance den Namen Humanismus empfangen, womit man das Streben nach echter Menschlichkeit, nach Humanität im höchsten Sinne meinte. Man hatte den Gedanken, dass der Mensch ohne Durchbildung und Ausgestaltung sozusagen nur der Potenz, der Anlage nach Mensch sei, in der Tat aber sich über die tierische Stufe noch nicht wirklich erhoben habe. Dies geschehe nur durch geistige Arbeit, geistiges Aufstreben, durch den Akt der Befreiung von den Fesseln, welche den Menschen niederwärts ziehen. Bei diesem Kampf stellen sich dem Menschen freundliche Helfer zur Seite. Die Lichter erglänzen wieder, welche frühere Zeiten erleuchtet haben. Es sind die alten Dichter, Denker und Forscher, deren Werke damals dem Staube der Klosterbibliotheken entstiegen. Die Vertiefung in die klassische Literatur, die Durchdringung des eigenen Wesens mit den Kulturelementen von Hellas und Rom ist der sicherste, ja der einzige Weg zur Erreichung des Humanitätsideals. Daher kommt es, dass man unter Humanisten die Vertreter der wiedergeborenen antiken Kultur versteht und dass mit humanistischem Studium heute noch das Studium des Lateinischen und Griechischen bezeichnet wird. Es erscheint noch unseren Tagen, wenn auch nicht ohne Widerspruch, als das Mittel zur Erlangung der wahren Humanität, der wahren Menschenbildung.

Wir haben nunmehr zu betrachten, welchergestalt die Ideen der Renaissance aus ihrer italienischen Heimat über die Alpen nach Deutschland vorgedrungen sind. Da die Italiener zunächst keine Veranlassung hatten, sich nach Deutschland zu begeben, so finden wir, dass vielmehr durch Deutsche, die in Italien gewesen waren, die ersten Samenkörner der neuen Denkweise über das Gebirge zurückgebracht wurden. So kann man den Peter Luder nennen, welcher in Rom und Padua gewesen war und 1444 in Heidelberg als Professor der lateinischen Sprache Anstellung fand. Oder den Samuel Karoch von Lichtenberg, welcher ebenfalls in Italien sich umgesehen hatte und freilich, gleich Luder, die neue Richtung durch lockere Sitten nicht eben sehr empfahl. Doch finden wir bald auch einen der hervorragendsten Humanisten in Deutschland, den Aeneas Sylvius Piccolomini aus Corsignano bei Siena, welcher als Sekretär des Bischofs von Fermo dem Konzil zu Basel anwohnte, und in dieser Stellung mit Beredsamkeit und Kraft die Überordnung der Kirchenversammlung über den Papst

verfocht. Später hat er sich freilich mit einer bei diesen modernen Sophisten nur zu häufigen Charakterlosigkeit auf die entgegen gesetzte Seite geschlagen und sich so den Weg zum päpstlichen Stuhl geebnet, den er als Pius II. sechs Jahre lang (1458-1464) inne gehabt hat. Seit 1442 war er als päpstlicher Legat am Hofe des Kaisers Friedrich III. und suchte für den Humanismus Boden zu gewinnen. Aber er selbst muss klagen, dass er ohne Erfolg sich bemüht hat: der deutsche Adel liebte derbere Freuden als die Beschäftigung mit den Musen. Er machte dem feinen Italiener wohl den Eindruck von Kentauren: «wenn diese Fürsten,» äusserte er im Unmut, «lieber Pferde und Hunde halten wollen als Dichter, so werden sie auch ruhmlos wie Pferde und Hunde hinsterven.» Die Geistlichen verhielten sich aus einem anderen Beweggrund misstrauisch. Sie fürchteten von den alten Studien Gefahr für den Glauben. Aber wenn auch für den Augenblick die Wirksamkeit des Italieners unfruchtbar schien, so blieb doch sein Beispiel nicht verloren, und sein entschiedenster Gegner, Gregor von Heimburg, zählte selber zu den Vertretern der neueren Richtung, ohne aber sich dadurch den festen nationalen Kern seines Wesens zersetzen zu lassen. Als ihn Aeneas Sylvius zu Wienerisch-Neustadt über die studia humanitatis disputieren hörte, wurde er an seine Erzählung aus dem Altertum erinnert, nach welcher, als der junge Cicero seine Beredsamkeit erstmals vor den Griechen zeigte, einer von diesen in Tränen ausbrach, weil nun nach allen anderen Künsten auch die Redekunst der Hellas nach Rom ausgewandert sei. Doch tröstet sich Aeneas damit, dass die Wissenschaften ein Licht seien, und wer damit ein anderes anzünde, behalte doch stets das seine. Die Bahn war immerhin gebrochen. Bald entstanden auch Schulen, in welchen sehr bezeichnenderweise genaues Studium der lateinischen Sprachregeln als das Hauptziel des Lernens galt und die breiten Auslegungen der früheren Methode wegfielen. Die Zeitgenossen haben so die Schule des Ludwig Dringenberg zu Schlettstadt im Elsass mit dem trojanischen Pferd verglichen, weil aus ihr wohl geschulte Kenner des Lateinischen in Masse hervorgegangen seien. Als im Jahre 1482 der Grieche Argyropulos zu Rom Vorträge über hellenische Literatur hielt, trat ein junger Deutscher ein – es war der nachmals so berühmte Johannes Reuchlin – und setzte den griechischen Meister dadurch, dass er sofort eine Stelle aus Thukydides übersetzte, so in Erstaunen, dass derselbe ausrief: «Oh weh! infolge unserer Verbannung ist Griechenland über die Alpen geflogen!» Bald nahmen sich auch, ähnlich wie in Italien, Fürsten der gelehrten Studien an, so vor allem Kaiser Maximilian I., den die Poeten geradezu als einen der Ihren ansehen durften, der selber als Schriftsteller tätig war, und nicht bloss durch Lob und durch Spendung des dichterischen Lorbeers sondern durch positive Anregung zu schöpferischen Hervorbringungen die Künste und Wissenschaften förderte. Dann Herzog Eberhard im Bart von Württemberg (+ 1498), Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen (+ 1525) und Kurfürst Albrecht von Mainz (+ 1545). Auch die Universitäten wurden allmählich von der neuen Richtung erfasst, obwohl an ihnen die theologischen Fakultäten durch altes Herkommen und alte Übung zäh dem Eindringen des neuen Geistes widerstrebten. Eberhard im Bart gründete 1477 die Hochschule in Tübingen, allerdings ohne sofort in der «Fakultät der Artisten» einen besonderen Lehrstuhl für die klassischen Studien zu gründen. Reuchlin musste noch im August 1495 klagen:

Semper enim fugiunt Musas Nicer atque Bacana,
et nequit in Suevis vatibus esse locus:

*(Denn die Musen Nicer und Bacana fliehen immer,
und in den suevischen Bottichen kann kein Platz sein)*

aber 1496 oder 1497 wurde diesem Mangel abgeholfen und Heinrich Bebel, ein Schwabe aus Justingen bei Ulm, als Lehrer der Poesie und Cloquenz berufen; wie sehr er, «der erste Tübinger Humanist», den Kaiser Max im Jahre 1501 zu Innsbruck zum Dichter krönte, den Neueren zuzuzählen ist, sieht man daraus, dass er später Reuchlinist war. Friedrich der Weise stiftete 1502 die Universität Wittenberg. Er rüstete sie mit den Ablassgeldern aus, welche 1501 angeblich für einen Türkenkrieg überall im Reich, also auch in Sachsen, gesammelt worden waren, und welche der aller solchen betrüglichen Ausbeutung der Religiosität abholde Fürst in Verwahrung genommen hatte, bis wirklich der Kreuzzug wider die Osmanen zustande komme, was niemals geschah. Durch Vermittlung des Humanisten Mutianus Rufus hat der Kurfürst in Venedig eine ansehnliche Sammlung griechischer Bücher angekauft, welche er dann unablässig vermehrte. Es war nicht Zufall, sondern innere Verwandtschaft, wenn 1518 der erste Kenner des Griechischen in Deutschland, Philipp Melanchthon, nach Wittenberg berufen ward. Wittenberg und Erfurt wurden bald die Hauptpflanzstätten des Humanismus in Deutschland. Jenes verstattete daneben der augustinischen Theologie eine Stelle zur Entfaltung und wirkte damit der Alleinherrschaft des Thomas von Aquino und der Dominikaner entgegen. dieses huldigte einem entschiedenen, selbst einen einseitigen Klassizismus. Nicht alle Hochschulen freilich segelten mit dem neuen kräftigen Winde, der in Deutschland aufgesprungen war. In Leipzig z.B. konnten sich dem alt begründeten Einfluss der scholastischen Theologie gegenüber die Wanderprediger der neuen Richtung nicht behaupten: Lips barbara tellus! (*Die barbarischen Lippen der Erde*) ward ein bezeichnender Spruch der humanistischen Kreise.